

(Nachdruck verboten.)

11)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Ihr Sohn und der Kleinrusse lachten, und das gab ihr neuen Mut. Dann wählte Pawel einige Bücher aus und ging, um sie auf dem Hofe zu verstecken; der Kleinrusse aber setzte den Samowar auf und sagte:

„Ist gar nicht schrecklich, Mütterlein; man muß sich nur schämen, daß die Menschen sich mit solchen Dingen abgeben. Da kommen dann diese langen Labans in grauer Uniform mit dem Säbel an der Seite, Sporen an den Füßen, und stöbern überall herum. Suchen unters Bett und unter den Ofen, ist ein Keller da, kriechen sie selbst in den hinab, steigen sogar auf den Boden. Da kriegen sie Spinnweben auf die Schnauze, daß sie schnauben. Das alles macht ihnen keinen Spaß; sie schämen sich, und daher tun sie auch so, als seien sie sehr böse und giftig auf uns. Eine ekelhafte Arbeit, daß wissen sie selbst ganz genau! Einmal haben sie bei mir alles durchgestöbert und zogen dann mit langer Nase ab . . . Ein andermal aber haben sie mich abgefaßt und mitgenommen . . . Dann ging es natürlich ins Loch . . . Da hab' ich meine vier Monate gebrummt. Langweilig. Dann wird man vorgeladen, von Soldaten über die Strafe geschafft . . . nach allerhand gefragt. Ein unvernünftiges Volk, redet dummes Zeug, immerzu, und läßt einen dann wieder durch die Soldaten ins Gefängnis abführen. So zerren sie einen hin und her . . . Müssen sich ihr Gehalt doch irgendwie verdienen! Schließlich lassen sie einen wieder los . . . und das ist alles!“

„Wie Ihr immer redet, Andruscha!“ rief die Mutter unwillkürlich.

Er lag vor dem Samowar auf den Knien und blies hartnäckig in das Abzugsrohr, jetzt aber erhob er sein vor Anstrengung rotes Gesicht, strich mit beiden Händen den Schnurrbart und fragte:

„Wie rede ich denn?“

„Als wenn Euch jemand gekränkt hat . . .“

Er stand auf, trat zu ihr und meinte kopfschüttelnd mit feinem Lächeln:

„Gibt es denn ein Menschenherz, das nie gekränkt worden ist? Mich hat man derart mitgenommen, daß ich es satt bekommen habe, mich gekränkt zu fühlen. Was soll man machen, wenn die Leute nicht anders können? Die Kränkungen hindern mich, mein Werk zu verrichten . . . Vermeiden kann ich sie nicht, halte ich mich lange dabei auf — so verliere ich Zeit. Das Leben ist nun einmal so! Früher war ich wütend auf die Menschen . . . Als ich dann aber nachdachte, sah ich, daß alle innerlich zerfallen sind! . . . Jeder hat Angst, daß der Nachbar ihm einen Stieb verseht, nun, und da gibt er sich Mühe, ihn selbst schnell hinter die Ohren zu schlagen! So ist das Leben, Mütterlein!“

Seine Rede floß ruhig und bestimmt dahin und verdrängte jede Unruhe und Furcht vor der bevorstehenden Haus-suchung; seine Augen lächelten hell und traurig, und sein ganzes, wenngleich ediges Wesen erschien schmiegsam und durchaus nicht spröde.

Die Mutter seufzte und wünschte ihm mit warmen Worten:

„Gott gebe Ihnen Glück, Andruscha!“

Der Kleinrusse ging mit breiten Schritten auf den Samowar zu, hauchte wieder vor ihm nieder und murmelte leise:

„Kommt das Glück — so weise ich es nicht ab, bitten darum — werde ich nie, es mir nehmen — dazu habe ich keine Zeit!“

Und pfiff.

Pawel trat vom Hof herein und sagte zuversichtlich:

„Da finden sie sie nicht!“ und begann sich zu waschen.

Dann trocknete er kräftig und sorgfältig seine Hände ab und meinte:

„Mama, wenn Du ihnen zeigst, daß Du hange bist, werden sie stübig — sagen sich, in diesem Hause muß etwas sein, wenn sie solche Angst hat. Wir haben aber noch nichts

verbrochen . . . gar nichts! Du weißt doch: Wir wollen nichts Schlechtes, die Wahrheit ist auf unserer Seite, und wir werden unser ganzes Leben lang für sie kämpfen — das ist unsere ganze Schuld! Was brauchen wir uns also zu fürchten?“

„Ich will mich zusammennehmen, Pawluscha,“ versprach sie. Und dann entrang sich ihr der traurige Ausruf:

„Wenn sie doch bald kommen möchten!“

Sie kamen aber nicht in dieser Nacht, und am nächsten Morgen begann die Mutter, um etwaigen Scherzen über ihre Angst zuvorzukommen, sich selbst zu verspotten.

✠

Die Gendarmen erschienen gerade dann, als man sie nicht erwartete, fast einen Monat nach jener unruhigen Nacht. Nikolai Bjeffowtschikow saß bei Pawel, und mit Andrej redeten alle drei von ihrer Zeitung. Es war spät gegen Mitternacht. Die Mutter lag schon im Bett und hörte halb im Traum besorgte leise Stimmen. Jetzt ging Andrej vorsichtig durch die Küche und schloß die Tür leise hinter sich. Im Flur polsterte der Blechimer. Plötzlich wurde die Tür weit geöffnet — der Kleinrusse schritt in die Küche und flüsterte den anderen laut zu:

„Aufgepaßt, da klirren Sporen auf der Straßel . . .“

Die Mutter sprang vom Bette auf, griff mit zitternden Händen nach ihrem Kleid, aber da erschien Pawel in der Zimmertür und sagte ruhig:

„Du bleibst liegen . . . Du bist krank!“

Man hörte verhaltenen Lärm im Flur. Pawel trat zur Tür, stieß sie mit der Hand auf und fragte:

„Wer ist da?“

Sonderbar geschwind wand sich eine große, graue Gestalt zur Tür hinein, hinter ihr eine andere, zwei Gendarmen drängten Pawel zurück, postierten sich an seiner Seite, und eine hohe, spöttische Stimme rief:

„Jemand, den Ihr wohl nicht erwartet hattet, he?“

Das sagte ein großer, schlanker, schwächlicher Offizier mit schwarzem, spärlichem Schnurrbart. Neben dem Bett der Mutter erschien der Vorstadtpolizist Fedjakin, legte eine Hand an die Mühe, deutete mit der anderen auf das Gesicht der Mutter und sagte mit finsterem Blick:

„Das ist seine Mutter, Herr Leutnant!“ Dann bewegte er die Hand gegen Pawel und fügte hinzu: „Und das — ist er selbst!“

„Pawel Wassow?“ fragte der Offizier, mit den Augen zwinkernd, und als Pawel schweigend nickte, erklärte er, seinen Schnurrbart drehend:

„Ich muß bei Dir eine Haus-suchung vornehmen . . . Alte, aufgestanden! Wer ist dort?“ fragte er ins Zimmer blickend und schritt hastig zur Tür.

„Wie heißen Sie?“ ertönte seine Stimme von dorthin.

Aus dem Flur traten zwei Polizeizugehen, der alte Gieser Twerjakoff und sein Mieter, der Heizer Rybin, ein stämmiger, schwarzer Ruschik. Er sagte mit tiefer, lauter Stimme:

„Guten Tag, Nilomna!“

Sie kleidete sich an und sagte, um sich Mut zu machen, leise:

„Was ist denn das! . . . Kommen mitten in der Nacht; wenn die Leute schon schlafen! . . .“

Es war eng im Zimmer und noch sonderbar nach Stiefel-wisch. Zwei Gendarmen und der Polizeioffizier der Vorstadt Rybin nahmen, mit den Füßen laut trappelnd, die Bücher vom Regal und legten sie auf einem Tisch vor dem Offizier zusammen. Die beiden anderen schlugen mit der Faust gegen die Wand, quakten unter die Stühle, einer kletterte ungeschickt auf den Ofen. Der Kleinrusse und Bjeffowtschikow standen dicht beieinander in der Ecke. Nikolais pocken-narbiges Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken, seine kleinen grauen Augen blickten unverwandt den Offizier an. Der Kleinrusse drehte seinen Schnurrbart, und als die Mutter ins Zimmer trat, nickte er ihr freundlich lächelnd zu.

Sie bemühte sich, ihre Furcht zu unterdrücken und bewegte sich nicht seitwärts wie sonst, sondern geradeaus, mit der Brust vorwärts — das gab ihrer Gestalt einen komischen, wichtiguerischen Anstrich. Sie trat fest auf, und ihre Brauen zitterten . . .

Der Offizier ergriff mit seinen zarten weißen Fingern schnell die Bücher, blätterte sie durch, schüttelte sie und schleuderte sie mit einer geschickten Handbewegung beiseite. Bisweilen klatschte ein Buch weich auf den Fußboden. Alle schwiegen. Man hörte nur das schwere Schnauben der schweigenden Gendarmen, Sporenklirren und bisweilen die leise Frage:

„Hier schon nachgesehen?“

Die Mutter stand neben Pawel an der Wand, hatte die Hände wie auf der Brust verschränkt und blickte ebenfalls den Offizier an. Ihre Knie zitterten und wogender Nebel verflechte ihre Augen.

Plötzlich tönte durch das Schweigen Nikolais scharfe Stimme:

„Wozu ist das nötig — die Bücher auf die Erde zu werfen?“

Die Mutter fuhr zusammen. Twerjakoff nickte, als hätte ihn jemand in den Nacken gestoßen, und Nybin räusperte sich und blickte Nikolai aufmerksam an.

Der Offizier warf den Kopf hoch, blinzelte mit den Augen und bohrte eine Sekunde den Blick in das podennarbige, bunte, unbewegliche Gesicht. . . . Seine Finger blätterten die Seiten noch schneller um. Bisweilen riß er seine großen, grauen Augen so weit auf, als sei ihm unerträglich weh zumute und als wäre er bereit, einen lauten ohnmächtigen Wutschrei auszustößen.

„Soldat!“ sagte Bjesowschtschikow wieder, „hebt die Bücher auf. . .“

Alle Gendarmen wandten sich ihm zu und blickten dann auf den Offizier. Der erhob wieder den Kopf, ließ einen forschenden Blick über die breite Gestalt Nikolais schweifen und nälsete:

„Ra-a . . . Gebt sie auf. . .“

Ein Gendarm bückte sich und begann die zerzausten Bücher aufzuheben. Dabei schielte er nach Bjesowschtschikow hin. . . .

„Der Nikolai sollte doch still sein!“ . . . flüsterte die Mutter Pawel leise zu.

Der zuckte die Achseln. Der Kleinrusse senkte den Kopf.

„Was ist das da für ein Flüstern? Bitte zu schweigen!“

Wer liest hier die Bibel?“

„Ich!“ sagte Pawel.

„Aha . . . Und wem gehören diese Bücher?“

„Mir!“ erwiderte Pawel.

„So!“ sagte der Offizier und lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Dann knackte er mit seinen zarten Fingern, schob die Füße unter den Tisch, glättete seinen Schnurrbart und fragte Nikolai:

„Bist Du Andrej Nachodka?“

„Natürlich!“ erwiderte Nikolai, vortretend. Der Kleinrusse streckte die Hand aus, faßte ihn an der Schulter und drängte ihn zurück.

„Er irrt sich! Ich bin Andrej! . . .“

Der Offizier erhob die Hand, drohte Bjesowschtschikow mit dem kleinen Finger und sagte:

„Du, paß auf! . . .“

Er stöberte in seinen Papieren.

Von der Straße blickte die helle Mondnacht mit starren Augen ins Fenster. Vor dem Fenster ging jemand langsam auf und ab, der Schnee knirschte.

(Fortsetzung folgt.)

Noch einmal Blutsverwandtschaft.

Von Dr. C. Thesing.

In dem Unterhaltungsblatt Nr. 133 berichtet H. G. über die wichtigsten Erscheinungen des Blutes. Es sei mir hier gestattet, noch einige ergänzende Tatsachen diesen interessanten Ausführungen zuzufügen. Wir erfuhren dort bereits von der merkwürdigen Erscheinung, daß das Blut zweier verschiedener Tierarten aufeinander eine stark zersetzende Wirkung ausübt und die roten Blutkörperchen des einen Individuums von der Blutflüssigkeit des anderen zerstört werden. Die Giftwirkung ist um so schwerer, je ferner die verwandtschaftlichen Beziehungen der betreffenden Arten sind, während bei einander sehr nahe stehenden Tieren oder gar bei Individuen der gleichen Art überhaupt keine schädlichen Folgen mehr beobachtet werden. Durch zahlreiche interessante Untersuchungen vermochte nun Friedenthal den Nachweis zu erbringen, daß das Blutserum eines Menschen wohl noch die roten Blutkörperchen von Hundsaffen (Pavianen usw.) zerstört, nicht aber mehr die der Menschenaffen (Schimpanse, Orang usw.). Auch der umgekehrte

Versuch gelang vollständig, auch die roten Blutkörperchen des Menschen wurden in den meisten Fällen von dem Blutserum niedriger Affen aufgelöst, dagegen blieb bei Benutzung des Blutes höherer Affen diese Reaktion aus.

Es ist eine seit langem bekannte, wertvolle Eigentümlichkeit des lebenden Körpers, für jedes eingeführte Gift oder Toxin ein Gegengift oder Antitoxin zu erzeugen, das die gefährlichen Wirkungen des Ersteren bekämpft. Auf dieser Fähigkeit beruht es, daß sich der Organismus mit der Zeit durch allmähliche Steigerung der Giftdosen selbst an die schwersten Gifte zu gewöhnen vermag. Wer kennt nicht die alte Sage von Mithridates, dem mächtigen Herrscher von Pontus, der aus Furcht vor Mordanschlägen seinen Körper so gegen alle Gifte gefestigt hatte, daß er bei Zusammenbruch seines blutigen Ruhmes keine Giftdosis mehr fand, stark genug, ihn von seinem elenden Leben zu erlösen. Endlich gab einer seiner wenigen Getreuen dem Könige mit dem Schwerte den ersehnten Tod.

Auch als Folge der Einspritzung artfremden Blutes bilden sich in dem tierischen Körper gewisse Stoffe, die wir als Präcipitine bezeichnen und die sich bei lange währender systematischer Vorbehandlung mit einer bestimmten Blutart in großer Menge in dem Blute des Versuchstieres ansammeln. Diese Präcipitine haben die merkwürdige Eigenschaft, in der Blutflüssigkeit der Tierart, von welcher das Blut zu den Injektionen (Einspritzungen) gewonnen wurde, auffallende Niederschläge zu erzeugen, während sie das Blut aller anderen Tierarten unverändert lassen. Doch ein Beispiel wird dieses klarer machen. Spritzt man einem Kaninchen in regelmäßigen Zwischenräumen von zwei bis zu sechs Tagen je 10 Kubikzentimeter Hühnerblut ein — wenn sich das Tierchen erst an das fremde Blut gewöhnt hat, kann man auch die Menge etwas steigern —, dann erhält man endlich ein Kaninchenblutserum-Hühnerantiserum, das, mit Hühnerblut vermischt, in diesem sehr starke trübe Niederschläge erzeugt, das Blut anderer Tiere dagegen klar läßt.

So interessant diese Beobachtung ist, so würde sie für den Zweck des Nachweises einer Blutsverwandtschaft zwischen verschiedenen Tieren doch ohne Bedeutung sein, falls nicht auch die Wirkung des so gewonnenen Kaninchenserums ebenso wie die Giftwirkung des Blutes selbst eine streng spezifische wäre. Mit anderen Worten, das Kaninchenserum erzeugt nicht nur im Hühnerblut, sondern auch in dem der am nächsten verwandten Tierarten einen, wenn auch schwächeren Niederschlag. Diese Eigenschaft ist von Nutall und anderen Forschern zum Ausgangspunkt genommen worden, um in umfangreichem Maßstab die verwandtschaftlichen Beziehungen der Tierwelt zu ermitteln, Versuche, die in großen und ganzen zu einer glänzenden Bestätigung der Ergebnisse führten, zu denen wir bereits vorher auf Grund der vergleichend-anatomischen und entwickelungsgeschichtlichen Forschungen gelangt waren. Wir können hier natürlich nur einige dieser interessanten Untersuchungen herausgreifen. Es verdient aber noch bemerkt zu werden, daß man auf Grund positiver ausgefallener Versuche niemals sagen kann, wie nahe die untersuchten Tiere miteinander verwandt sind. Aus der Menge und Stärke des Niederschlages können wir vielmehr nur schließen, daß ein Tier A näher mit dem Tiere B als mit dem Tiere C verwandt sei. Durch eine sinnreiche Methode hat es Nutall ermöglicht, durch einfache Messung der Menge des Niederschlages den Verwandtschaftsgrad zu vergleichen. So ergab beispielsweise ein Antischäferum, das man durch fortgesetzte Einspritzung von Schafblut bei einem Kaninchen erzielt, mit Schafblut zusammengebracht einen kräftigen Niederschlag, dessen Menge man als 100proz. bezeichnet. Mit Rinderblut vermischt, betrug die Menge des Niederschlages entsprechend der entfernteren Verwandtschaft nur noch etwa 80 Proz., bei der Antilope 50 Proz., beim Fara 47 Proz., beim Renntier 30 Proz., beim Schwein 20 Proz., beim Pferd 16 Proz., bei der Katze 12 Proz., beim Hund 7 Proz. und beim Mäugeruh nur noch 5 Proz. Ganz entsprechend lieferte ein Antischweineferum beim Schwein 100 Proz., beim Fara 14 Proz., bei der Katze 14 Proz., beim Hund und Schaf je 13 Proz. und beim Mäugeruh 5 Proz. Ein Antirinderferum lieferte nicht nur bei anderen Rinderarten Reaktionen, sondern schwächere auch noch bei Schafen, Ziegen, Antilopen und Gnu. Wir dürfen nach der Meinung von Nutall und anderer Forscher aus diesen Versuchen wohl den Schluß ziehen, daß auch der stammesgeschichtliche Verwandtschaftsgrad dieser Tiere der Menge des Niederschlages entspreche.

Auch über die verwandtschaftliche Stellung des Menschen im Tierreich versuchte Nutall in der gleichen Weise Licht zu verbreiten, und es ist bemerkenswert, daß diese Experimente nicht nur zu den gleichen Ergebnissen führten wie die Versuche Friedenthals, sondern sich auch mit dem von Gaedel aufgestellten Stammbaum der Säugetiere im Einklang befinden. Es zeigte sich nämlich, wie zu erwarten war, daß ein Antimenschenserum bei Menschen verschiedener Rassen die stärkste Reaktion lieferte, eine etwas schwächere bei den menschenähnlichen Affen, noch geringer wurde die Höhe des Niederschlages bei Meerfahnen und Pavianen, am geringsten bei den Affen der neuen Welt, den sogenannten Breitnasen oder Platythinen. Bei den Halbaffen oder Prosimien endlich trat nur in seltenen Fällen und bei Anwendung sehr starker Sera eine leichte Trübung auf. Ja, die Versuche deuten sogar darauf hin, daß die biochemische Verschiedenheit, welche das Menschengeschlecht

von Schimpanse und Gorilla scheiden, geringere sind als die Unterschiede zwischen diesen Menschenaffen und ihren niederen tierischen Verwandten. Vermag natürlich auch die Blutreaktion allein nicht einen einwandfreien Beleg für die stammesgeschichtliche Zusammengehörigkeit der einzelnen tierischen Arten zu erbringen, so bildet sie doch in der Kette der anderen Beweise ein wertvolles Glied.

Ich möchte nicht versäumen, gleichzeitig auf die hohe praktische Bedeutung hinzuweisen, die dieser biochemischen Methode zukommt. Bei manchen Kriminalfällen ist es oft von großer Wichtigkeit, zu entscheiden, ob Blutspuren auf dem Boden oder an den Kleidern des Angeklagten von Menschen oder Tieren herrühren, ja bisweilen kann an diesem Nachweis die Entscheidung über Leben oder Tod eines Menschen hängen. Heute gelingt diese Entscheidung leicht und mit großer Sicherheit; ist es doch nur nötig, die betreffenden Blutspuren in Wasser aufzulösen und etwas Antimonsäure hinzuzufügen. Entkammten die Blutspuren den Adern eines Menschen, dann tritt in der Flüssigkeit sofort oder doch nach kurzer Zeit ein trüber, flockiger Niederschlag auf. Halte dagegen ein Tier das Blut vergossen, so unterbleibt jede Reaktion, die Flüssigkeit behält ihr klares Aussehen. Ja, so ungemein fein ist die Wirksamkeit des Serums, daß selbst bei in Fäulnis übergegangenem Blut oder bei Blutspuren, die bereits jahrzehntelang eingetrocknet waren, sich noch der Nachweis ihrer Herkunft erbringen läßt. Diese Methode ist daher in Deutschland sowie den meisten Kulturstaaten in die gerichtsarztliche Praxis eingeführt. Auch den Nahrungsmittelverfälschern ist ein scharfer Aufpuffer erwachsen, vermag man doch sofort Pferde- oder Hundesteisch in der Wurst zu erkennen.

An Stelle von Blut lassen sich auch andere Eiweißarten verwenden. So hat Uhlenhuth gezeigt, daß das Fluorserum von Kaninchen, denen mehrere Male in regelmäßigen Intervallen Eiweißlösungen von Hühnereiern in die Bauchhöhle injiziert wurde, beim Zufuß zu einer solchen Eiweißlösung einen kräftigen Niederschlag erzeugte, alle Lösungen von Eiweiß anderer Vogeleier aber klar ließ. Auf diese Weise ist es also möglich, Eiweißstoffe der verschiedenen Vogelarten zu unterscheiden, was bisher die Chemie vergeblich versuchte. Selbst in starken Verdünnungen von einem Gramm Eiweiß auf 100 Liter Wasser treten noch deutliche Niederschläge auf. Ja, Ascoli will sogar noch bei einer Verdünnung von 1:1000 000 einwandfreie Reaktionen gesehen haben. Zum Schluß möchte ich hier noch eine bemerkenswerte Beobachtung Hausmanns anführen. Ist es diesem Forscher doch scheinbar gelungen, mittels der biochemischen Methode fünfzehntausende alte Mumien ihrer Herkunft nach zu bestimmen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

„Nils Holgersons wunderbare Reise.“ Das Lesebuch für Volksschulen, das Selma Lagerlöf unter dem Titel „Nils Holgersons underbara resa“ herausgegeben hat, ist in Schweden mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Es hat aber auch mehr oder minder scharfen Tadel hervorgerufen, der sich hauptsächlich darauf stützt, daß das Leben und die Eigenschaften der Tiere sowie andere Naturverhältnisse nicht den Tatsachen entsprechend geschildert seien.

Die Begeisterung überzog bei einer Diskussion, die Lehrer und Lehrerinnen aus allen Teilen Schwedens kürzlich bei den Sommerkursen in Stockholm veranstaltet hatten. Ein Oberlehrer betonte, daß durch das Buch die Lesestunden zu wirklichen Feststunden geworden sind. Ein anderer Redner meinte: „Die Kleinsten werden durch die märchenhaften Schilderungen, den Sagenton, gefesselt, die Größeren verstehen der Verfasserin innerste Meinung und Absicht und lernen davon.“ Eine Lehrerin berichtete aus ihrer Erfahrung, daß „Nils Holgerson“ dazu beitrage, die Kinder die große Kunst zu lehren, „mit einer feinen Auffassung einen feinen Vortrag zu vereinigen.“

Die Diskussion schloß damit, daß man Selma Lagerlöf in einem Telegramm „ehrerbietigen Dank für den teuren Schatz, den sie Schwedens Kindern schenkte,“ ansprach. Wir Deutschen beneiden jedenfalls die Schweden um dieses wunderbare Buch, das auch in der deutschen bei Langen erschienenen Uebersetzung aufs wärmste zu empfehlen ist.

Musik.

Dem musikalischen Schaffen bietet die jetzige Theaterzeit nichts; dem musikalischen Nachschaffen insofern wenig, als sich das Repertoire der gegenwärtigen Opern- und Operetten-Aufführungen in engen Kreisen dreht. Dagegen gibt sie vielen Künstlern Gelegenheit, sich überhaupt oder in ungewohnten Rollen oder vor einem anderen Publikum zu betätigen. Namentlich das Sommerspiel unseres Central-Theaters bei Kroll leistet dafür in wenigen Tagen mehr als winters in Monaten. Derzeit treibt das Gastspiel des Tenors Hermann Jadowitz Interesse. Wir hörten ihm am Sonntag in der Hauptrolle der mit Recht vielbeliebten Oper „Der Bajazzo“ von Leoncavallo und fanden mit einer gutgebildeten, teilweise an Klarinettenklang erinnernden Stimme, die nur manchmal bis

zum Umklappen forciert wird, ein scharf charakterisierendes Spiel verbunden. Auch die übrigen Mitwirkenden — ungeläufige Namen — gaben sich Mühe, die innerliche Tragik des Werkes reich auszugestalten; so vor allem Jenny Wilms, die ihre etwas dünne und harte Stimme mit starker dramatischer Kunst zu behandeln weiß. Auch den Herren Armando Maurel und Karl Heinr. Barth (ein tenoraler Bariton, der einem baritonalen Tenor wie z. B. den Oskar Brauns nahesteht) möchten wir gerne bei einer weiteren Einkleidung wieder begegnen.

Eine hübsche Wiener Offenbadiade, „Die schöne Galathee“ von Franz Suppé, leitete den Abend ein, in einer bequemen Vereinfachung, von welcher jedoch der geduldige Theaterzettel nichts wußte. Die Titelrolle — eine erwachende Statue — beansprucht so viel Gesangskraft, wie auf der gewöhnlichen Operettenhöhe nicht vorzukommen pflegt. Erna Fiebigler bringt für diese Rolle ein genug reiches Können mit, das wert ist, über die noch etwas schulgerechte Korrektheit durch weiteres Ausstreifen hinausgehoben zu werden. Was die beiden Männerstimmen in diesem Stück an Wohlklang fehlen ließen, ersetzte einigermaßen der Klang der Stimme von Lotte Klein — eine höhere Altstimme, die allerdings noch etwas Stille gewinnen könnte. sz.

Meteorologisches.

Der Mond als Wolkenschieber. Die wetterkundigen Leute im Volk, die bekanntlich vieles besser wissen als die zünftigen Meteorologen, haben seit langer Zeit den unerschütterlichen Glauben, daß der Mond die Fähigkeit habe, Wolken zu zerstreuen. Der jüngstverlorene Altmeister der Meteorologie in Deutschland, Wilhelm v. Bezold, pflegte diesen Umstand auch in seinen Vorlesungen zu erwähnen und dann stets darauf aufmerksam zu machen, daß das Volk dabei einen logischen Fehler beginge. Wenn sich die Wolken zerteilen und der Mond zwischen ihnen hervorkäme, dann hätte natürlich immer dieser selbst die Wolken aufgelöst. Wie aber der Himmel bewölkt und machte den Mond dauernd unsichtbar, so dächte niemand daran, daß er am Himmel stünde und daher ebenso zur Betätigung seiner Fähigkeit gegenüber den Wolken verpflichtet wäre. Daraus geht schon hervor, daß die wissenschaftlichen Vertreter der Witterungskunde diesem Volksglauben nicht günstig gegenüber sind. Otto Meißner untersucht jetzt in der Wochenschrift „Amichau“ (Frankfurt a. M.) die Bedeutung dieser Sage noch etwas genauer und weist zunächst darauf hin, daß die Beobachtung an sich nicht unrichtig sei. Die Häufigkeit der Erscheinung hängt vor allem damit zusammen, daß die Bewölkung gewöhnlich abends abzunehmen pflegt. Im Sommer beispielsweise bilden sich durch die Erwärmung des Erdbodens aufsteigende Luftströme, die ihre Feuchtigkeit in größeren Höhen infolge der Temperaturabnahme zu Wasserbläschen verdichten und so Wolken bilden. In dieser Jahreszeit haben diese die unbekannt und besonders schöne Form der Haufen- oder Cumulus-Wolken. Unter gewissen Bedingungen entzieht aus den Haufenwolken oder auch von vornherein eine Art, die ganz allgemein Schäfchenwolken, von der Wissenschaft Stralocumuli genannt wird. Gerade diese besonders häufige Wolkenform löst sich sehr oft abends oder nach völligem Eintritt der Dunkelheit restlos auf, so daß der Himmel durchaus klar wird und der Mond selbstverständlich hervortritt, wenn er überhaupt am Himmel steht. Ist dies der Fall, so wird die Auflösung der Wolken für den menschlichen Beobachter natürlich weit auffälliger, und daraus ist es schon genügend erklärlich, warum die Gegenwart des Mondes und die Zerstreung der Wolken mit einander in eine ursächliche Verbindung gebracht werden. Meißner hat nun die Beobachtungen der Wetterwarte in Potsdam dazu benutzt, das Verhältnis von Mondschein und Bewölkung genau festzustellen, und zwar hat er zu diesem Zweck ein gewaltiges Material von 1894 bis 1900, also für 80 Mondläufe, bearbeitet. Es wurden für drei Zeitpunkte am Tage, nämlich für 9 Uhr und 10 Uhr abends und für Mitternacht, die mittlere Bewölkung festgestellt und die Beobachtungsergebnisse nach den Tagen des Mondalters geordnet. Es verstand sich von selbst, daß im Fall der Richtigkeit jenes Volksglaubens das Ergebnis dieser Untersuchung eine Zunahme der Bewölkung bei abnehmendem Mond hätte zeigen müssen. Gerade das Umgekehrte aber erwießen die von Meißner zusammengestellten Tabellen; denn danach war in der angegebenen Zeit durchschnittlich immer gerade in der Zeit des Vollmonds oder gleich danach der Himmel am stärksten bewölkt gewesen, und um die Zeit des Neumonds herum am wenigsten. Man könnte also höchstens den Schluß ziehen, daß der Mond die umgekehrte Wirkung hätte, die Wolken gerade anzuziehen und zu verdichten. Im allgemeinen aber geht die Ansicht der Meteorologen noch immer dahin, daß der Mond überhaupt keinen oder nur einen ganz verschwindenden Einfluß auf die Witterung besitzt. —

Aus dem Tierreiche.

Der schönste Affe. Für die Wissenschaft ist zunächst kein Tier häßlich, weil die Bißbegier, die sie auf die Erforschung aller Lebewesen richtet, derartige Gefühlsurteile unterdrückt. Wenn man aber bezüglich der Affen eine Volksabstimmung veranstalten wollte, so würde deren Ergebnis doch wohl dahin lauten, daß sie im großen und ganzen recht häßliche Tiere sind. Sie mögen in manchen ihrer Vertreter zierlich und possierlich sein, aber auch das trifft beispielsweise auf einen Pavian nicht mehr recht zu. Auch unter den Affen gibt es einen, der sogar von den Zoologen als ein Monstros unter all seinen Verwandten bezeichnet wird, das ist der in Afrika heimische

Guereza. Die Körperform dieses Affen würde an sich nicht besonders durch Schönheit auffallen, aber in der Färbung und namentlich in der Behaarung ist er ohne Zweifel eines der prächtigsten Tiere überhaupt. Dazu kommt die außerordentliche Gewandtheit seiner Bewegungen, die gleichzeitig durch Anmut und Kühnheit entzücken. Der Leib hat das Aussehen von schönstem schwarzen Samt, während die Augenbrauen, der Hals, die Schläfen und das Kinn mit glänzendem Weiß davon abstechen. Die größte Zierde aber sind die langen Haare, die von der Mittellinie des Leibes zu beiden Seiten wie eine glänzende Schabracke herabfallen, und das mächtige Haarbüschel von gleich strahlendem Weiß, in das der Schwanz ausläuft. Diese Mannigfaltigkeit der Zeichnung, das Wallen der Seitenhaare und der ausdrucksvolle Schwanzwedel gewähren im Verein mit den schönen Bewegungen des Tieres einen seltenen Eindruck. Leider ist nicht häufig Gelegenheit gegeben, den Anblick dieses Tieres zu genießen, weil es in der Gefangenschaft äußerst schwer zu halten ist. Auch der Berliner Zoologische Garten besaß bisher kein Exemplar und schätzt die Erwerbung eines Guereza-Paares daher als eine Besonderheit unter den Neuergänzungen seines Tierbestandes. Die Nahrung dieses Affen besteht nämlich, da er ausschließlich auf Bäumen lebt, aus dem, was er dort findet, also aus Blättern, Blüten, Früchten, und es ist begreiflicherweise schwer, ihn in anderen Ländern stetig mit der gewohnten Nahrung aus seiner Heimat zu versorgen.

Humoristisches.

— **Der Schandfleck der Justiz.**

Soll ich lachen? Soll ich weinen?
Armes, deutsches Vaterland!
Erzählen, so will mir scheinen,
Haben sich das Maul verbrannt.
Was Sie laut und deutlich sagten
(Ach! Mich überläuft es kalt!),
Wenn wir's nur zu denken wagten
Näme gleich der Staatsanwalt.

Wir und Sie! Ich bit' um Gnade,
Dass ich nahm bei Ihnen Platz.
Wir und Sie! Das ist ja grade
Der gewalt'ge Gegensatz.
Was sich Erzählen erlauben,
Wäre für mich Vogelheim.
Hüpf' ich drauf, müht' ich dran glauben —
Nicht wahr, liebes Stadelheim.

Und mit Recht. Die Keinen Diebe
Oder Mörder hängt man auf.
Ehre, Vaterland und Liebe,
Alles ist Geschäft und Kauf.
Und das Mitleid mit den Armen
Gilt zumeist als Hochverrat.
Darum spare dein Erbarmen
Für die großen Herr'n der Tat!

Toller wird's und immer toller,
Alle Hirne werden weich.
Bacht am End' der Tropentoller
Auch die Edelsten im Reich?
Horch! Die Weltgeschichte fiebert,
Nacht im Fieber einen Witz:
Hornrot redet Herr von Liebert
Von dem Schandfleck der Justiz.

Er, der Ordnung stärkste Säule,
Bütel wie ein Anarchist,
Und mit jubelndem Geheule
Applaudiert ihm Jud und Christ.
Applaudiert ihm Christ und Jude —
Heilige Justitia,
Geh' und schließe deine Bude!
Denn wir sind in Afrika.

(Edgar Steiger im „Simplizissimus“.)

Notizen.

— Ein Grabmal Menzels wurde auf dem Berliner Dreifaltigkeitsfriedhofe am Sonntag enthüllt. In einer Nische der Granitwand steht auf einem Sockel Menzels Büste, ein Abguss des Originals von Reinhold Vögels in der Nationalgalerie.

— „Kolonialpolitik“ nennt Ernst v. Wolzogen eine Umarbeitung seiner Komödie „Anjamwewe“, die 1897 keinen Erfolg zu erzielen vermochte.

— Eine Volksober in Paris. Der Pariser Gemeinderat hat beschlossen, das Gaité-Theater einem Direktoren-Konfession unentgeltlich zu überlassen. Die Unternehmer verpflichten sich dafür, vom 1. Oktober bis 31. April mindestens 250 erstklassige Aufführungen von Spielern zu veranstalten. Der Maximalpreis eines Platzes ist auf 4 Franc festgesetzt, mindestens 500 Plätze müssen um 50 Centimes abgegeben werden. Paris erhält auf diese Art sein erstes wirkliches Volkstheater und unbemittelte Musikfreunde

werden künftig nicht mehr darauf angewiesen sein, sich am 14. Juli, dem Tag der Freiervorstellungen in den Opershäusern „anzufellen“!

— Das gerettete Wien. Hermann Bahrs Wächlein über Wien, in dem er nach staatsanwaltlichen Begriffen den oder einigen Habsburgern jene Eigenschaften abgesprochen haben soll, die sie bezüglich oder vermöge ihrer Mission zu haben verpflichtet sind, wurde bis auf vier Stellen vom Wiener Landgericht freigegeben. Die armen vier Stellen müssen aber auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht werden.

— William Perkin, der Vater, ist im Alter von 69 Jahren gestorben. Er war einer der herborragenden englischen Chemiker. Als Schüler A. W. Hofmanns entdeckte er in London schon in jungen Jahren den ersten Anilinfarbstoff. Die erste Teerfarbenfabrik wurde von ihm begründet und damit der chemischen Industrie neue weitführende Wege erschlossen. Auch durch andere Arbeiten über die Synthese organischer Verbindungen wurde P. bekannt.

— Nachrichten von Wellman. Die letzten Meldungen aus Spitzbergen, wo Wellman gegenwärtig zum Ausbruch nach dem Nordpol rüstet, besagen, daß der kühne Polarfahrer hofft, bereits in den ersten Augusttagen mit seinem Luftschiff seine Reise antreten zu können. Die „Frithjof“ ist am Freitag in Tromsø eingetroffen, um neues Baumaterial für das Wallonhaus aufzunehmen, das bei dem letzten Sturm beschädigt worden ist. Das Wallonhaus hat sich übrigens als zu klein erwiesen. Das Luftschiff ist bereits reisefertig, nur haben die Motore einstweilen noch nicht erprobt werden können.

Bücher-Einlauf.

Philosophie.

— Paul Deussen: Die Geheimlehre des Weda. (F. A. Brockhaus, Leipzig. 3 M., geb. 4 M.) Einer der besten Kenner der indischen Philosophie bietet hier fließend zu lesende Auszüge aus dem altindischen Weisheitsbuche der Upanishads, die in die indische Philosophie auch dem Laien einen Einblick gestatten. Vester als die griechische Philosophie und viel tiefsinniger als die christliche Religion, ist die Upanishadenlehre des Interesses wohl wert, wenn man auch keineswegs die Ansicht des Uebersetzers zu teilen braucht, daß sie für die Ausgestaltung des christlichen Bewußtseins von Bedeutung ist. Wenigstens nicht, soweit die Arbeiterklasse in Frage kommt, der weder das Christentum noch die indische Philosophie etwas zu bieten hat.

In der Einleitung hätten wir gerne mehr vernommen über die Klasse und das Kulturmilieu, aus der heraus die Upanishads entstanden sind. Denn schon aus dem Umstande, daß es eine Geheimlehre ist, geht abgesehen von allem anderen hervor, daß es eine Klassen- oder besser Kastenlehre ist.

— A. von Gleichen-Rufsturm: Schillers Weltanschauung und unsere Zeit. (Marquardt u. Co., Berlin. 1,50, geb. 3 M.)

— Th. Reuest (Hans Goldzier): Einige Weltprobleme, V. Teil: Erdenämmerung. (E. Konegen, Wien. 2,50 M.)

— Joh. Wedde: Die Freiheit und ihr Freier, Grundlinien einer monistischen Philosophie der Zukunft. (A. Janssen, Hamburg. 2. M.)

Völker- und Länderkunde.

— Dr. Hans Lehden: Kreuz und Quer. 2 Bände. (Deutsche Bücherei, Berlin. Jeder Band 30 Pf.)

— Max Böhr: Volksleben im Lande der Bibel. Wissenschaft und Bildung, Band 7. (Quelle u. Meyer, Leipzig. 1 M., gebunden 1,25 M.)

— Josef Ruederer: München. Städte und Landschaften, Band 1. (E. Krabbe, Stuttgart. 2,50 M., gebunden 4 M.)

— Friedrich Th. Wisser: Briefe aus Italien. (Süddeutsche Monatshefte, München. 2,50 M.)

Verschiedenes.

— B. Bröding: Das Rätsel der eisernen Maske und seine Lösung. (Phil. Reclam, Leipzig. 20 Pf.)

— Paul Koch: Mythen und Sagen der Bibel und ihre Uebereinstimmung mit der Mythologie der Indogermanen. (S. Walther, Berlin. 2 M.)

— G. Manolescu und seine Memoiren. Kriminalpsychologische Studie von Dr. Erich Wulffen, Staatsanwalt in Dresden. (Dr. P. Langenscheidt, Berlin. 2 M., geb. 3 M.)

— Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, B. Fred, Hermann Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Scheffler, Dr. Karl Stord herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Hejd. 1. Band: Grundbegriffe. — Die Häuslichkeit. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Geb. 15 M.)

— A. von Ruthner: Die Paschawirtschaft an den deutschen Hoftheatern. (Tasmanianverlag, München. 1,50 M.)

— Joh. Schlaf: Der Krieg. Die Kultur, 21. Band. (Marquardt u. Co., Berlin. 1,50 M., geb. 3 M.)

— Leo Tolstoi: Für alle Tage, ein Lebensbuch. Autorisierte Uebersetzung von G. E. Schmidt und A. Starban. II. Band. (Karl Neigner, Dresden.)